

**Hans Klein:**  
**In eine neue Zukunft. Dokumente**  
**einer Hoffnung, Martin-Luther-**  
**Verlag Erlangen 2004, 245 S.**

In Heft 169 von UTOPIE kreativ (November 2004) habe ich aus eigener Kurzzeitbeobachtung und Lektüre auf Tendenzen im rumänischen Siebenbürgen hinzuweisen versucht. Der jetzt anzuzeigende Sammelband ist aus ganz anderem Holz geschnitzt: In ihm vibriert noch der Atem des Tages, und oft meint man sogar Atemlosigkeit angesichts gesellschaftlicher Probleme zu spüren. Dabei nennt der Verf. seine zu sehr unterschiedlichen Anlässen konzipierten Aufsätze, Analysen, Betrachtungen und Reden »Dokumente der Hoffnung« und drückt damit auch seinerseits einen neuen Abschnitt der Äußerungen zu Siebenbürgen/Transsilvanien aus. Denn die bislang vorherrschende depressive Berichterstattung folgte weitgehend dem Schema: Blütezeit der Siebenbürger Sachsen – Unterdrückung – Auswanderungen in die BRD – Verzweiflung und Sterben der Zurückgebliebenen. Mittlerweile melden sich selbstbewusste Stimmen aus den Reihen der einheimischen »Sachsen«, unterstützt von Erfahrungen optimistischer Realisten aus der Gruppe von Neusiedlern.

Zu den selbstbewussten Stimmen derer, die sich vor Jahren für das Bleiben in der Heimat und ihrer Kultur in Rumänien entschieden haben, gehört Hans Klein, Professor für neutestamentliche Exegese am Theologischen Institut der Evangelischen Kirche in Sibiu/Hermannstadt und ehrenamtlicher Stadtrat des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR). Seine Hoffnung, die ihn vor 1989 zum Bleiben und heute erst recht zum Kampf für soziale Gerechtigkeit inspiriert, legt sich nicht als allgemeiner Schleier über allgemeine Verhältnisse, sondern wirkt in konkreten Situationen: Vor 1989 »in der Resignation«, danach »gegen den Augenschein«, und nach 1993 nennt der Verfasser sie »begründet«, ab 1998 »gefestigt«. Für die einzelnen Phasen legt er seine Reflexionen über die Jahre hin als Zeitdokumente vor.

Damit gibt es nun eine der wenigen Analysen zum Weg der deutschen Minderheit, die

deren traditionsreiche Vergangenheit voraussetzt, aber nicht verklärt, und die Jahre seit 1989 nicht allein als Katastrophe beschreibt, sondern die geschichtliche Überlieferung ebenso wie die politische und kulturelle Gegenwart anerkennt und selbstkritisch reflektiert.

Der Putsch von 1989 war eben der Putsch und nicht die Revolution der sozialen Gerechtigkeit. Aus all dem entwickelt der Verf. realistische Orientierungen für die Zukunft. Mir fällt kein aktuelles Beispiel aus der mitteleuropäischen samt deutschen akademischen Theologie ein, an dem die biblische Tradition so notwendig zum Tage politisch in Erscheinung tritt wie hier im Südosten Europas. Da präsentiert er sich mit seinem »Völkchen«, wie es umgangssprachlich oft im Lande heißt, in einem Gebrauchstext vor 1989 als »todkranken Siebenbürger«: »Ich weiß, ich bin todkrank, / die meisten um mich herum wissen es auch / und machen sich die Rechnung.«

Im Jahre 2000 veröffentlicht er intern kirchlich »Ein Ereignis, das unseren Weg bestätigt«: »Seit dem 18. Juni 2000 hat Sibiu-Hermannstadt (so auf den Ortsschildern seit einigen Wochen) in Klaus Werner Johannis einen evangelischen Bürgermeister.« Das ist nicht der Anfang eines neuen Nationalismus und Klerikalismus, sondern der Dank an Rumänen und andere Nationalitäten, die dem Vertreter einer Minderheit von 1 % mit ihr gemeinsam 70 % der Stimmen gaben. Als derselbe Kandidat am 6. Juni 2004 mit 88,6 % der Stimmen wiedergewählt wird, weiß der Verfasser um die Ambivalenz des Ereignisses, aber auch um die Eindeutigkeit des Vertrauens, und deutet das für ihn kaum fassbare Ergebnis im Kontext der vergangenen Zeit: »Nachdem wir über viele Jahre hinweg viele Freunde, Bekannte und Verwandte verloren haben, haben wir in einer Nacht sehr viele Freunde, Schwestern und Brüder erhalten. Jetzt müssen wir die uns anvertrauten Gaben zum Wohl der Vielen einsetzen.« Das ist derselbe Geist, der einst die Mauern der Kirchenburgen um ein Stück abtragen und aus den Steinen Schulen bauen ließ, weil Bildung die beste Verteidigung ist. So kann der Verf. auch schon einmal feststellen, dass sich der Einsatz »gelohnt« habe. Dabei mag es in seinen Ohren noch nachgeklungen haben, was die 5000 Demonstranten ihm 1990 am Großen Ring in Sibiu zuriefen, als er

einige Sätze gesprochen hatte: Nu plecați, geht nicht weg!

Die Zukunft liegt nicht in nationalkultureller Selbstabschottung, auch nicht in deutscher Ordnung und Pünktlichkeit, sondern in dem Einsatz aller für die Gesellschaft aller in Rumänien. Eine Aufgabe, die eine Minderheit eben allein gar nicht anpacken kann, lernt die Leserschaft von dem Autor. Neben seinen historischen, soziologischen und exegetischen Analysen, die ihn als einen Kenner seines Landes und des Standes seines Wissenschaftsgebietes ausweisen, sind es immer wieder Überprüfungen der kirchlichen Organisationsformen, Alltagserfahrungen und Gebrauchstexte, die die Lektüre zum Teil atemberaubend machen. Die analytische Kraft des Verfassers wird ihm gewiss auch prüfen lassen, was die von ihm kurz als zukunftsfruchtig gedeutete Integration in NATO (2004) und EU (2007) wirklich für Rumänien bringen kann. In einem im Band publizierten Vortrag zu Europa hatte er 2003 in Deutschland gesagt: »An einem Punkt scheint mir bereits die Seele Europas sichtbar geworden zu sein: in dem ›Nein!‹ zum Irakkrieg.«

JENS LANGER

## Eric Hobsbawm: Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert, Carl Hanser Verlag München 2003, 504 S. (24,90 €).

Mit seiner Autobiografie legt Hobsbawm einen Bericht über ein wahrlich biografiewürdiges Leben dar. Denn Hobsbawm ist nicht nur einer der weltweit bedeutendsten Historiker oder Schlüsselfigur der – mittlerweile alten – Neuen Linken in Großbritannien. Nein, er ist vor allem ein Mensch, dem auch so viel Untypisches widerfahren ist, dass eine großangelegte Aufarbeitung angezeigt scheint. Und doch wird der Leser nach 500 Seiten *auch* mit einem unbefriedigten Gefühl entlassen. Vielleicht, weil der deutsche Titel »Gefährliche Zeiten« mehr Spannung verspricht als der des englischen Originals »Interesting Times«.

In dreiundzwanzig Kapiteln beschreibt Hobsbawm diese Zeiten, die beides waren, in halb-

wegs chronologischer Folge, aber auch thematisch gegliedert.

Am spannendsten gelingt ihm die Beschreibung der ungewöhnlichen Kindheit. Geboren in Alexandria, aufgewachsen als englisches Kind in Wien und Berlin – es ist erstaunlich, von diesem Kosmopolitismus zu lesen, dem trotz oft widriger Umstände scheinbar problemlosen Wechsel zwischen Städten und Ländern. Spannend ist es, wie dieser kleine Junge die letzten Auseinandersetzungen um die Weimarer Republik und deren Ende miterlebt und zum Kommunisten wird. Spannend sind auch andere »Zeiten«, deren Zeuge Hobsbawm war, wie die der nationalistischen Exzesse in seinem Rückzugsgebiet in Wales. Doch gerade in den Beschreibungen der wohl noch besser erinnerten Jahre verliert sich der Autor – und mit ihm der Leser – allzu oft in nebensächlichen Beschreibungen, kleinen Details, unwichtigen Lebensläufen, nicht enden wollenden Darstellungen eines Urlaubsortes. Dem stehen aber auch feine Milieuskizzen gegenüber.

Eine große Schwäche des Buches ist die Selbst-Analyse des Kommunisten Hobsbawm. Immer und immer wieder wird die »politische Arbeit« erwähnt. Doch worin, außer im Besuch von Treffen, diese bestand, erfährt der Leser nicht. Und was genau macht den Kommunisten Hobsbawm aus? Man erfährt von Begeisterung, Faszination. Aber auch: »Der Kommunismus ist heute tot.«

Dieser Satz bringt eine im ganzen Buch offene, aber nie beantwortete Frage auf den Punkt: War der Kommunismus für ihn je etwas anderes als die Partei, der Realsozialismus, die ominöse »politische Arbeit«? Hat Kommunismus für ihn auch etwas mit Utopie zu tun? Mit konkreten Zielen? Gar mit eigenen Bedürfnissen? Oder war er nur Halt gebende Heilsgewissheit? Das ist leider nicht zu erfahren. Und auch nicht, woran es liegt, dass einer der großen Intellektuellen trotz Stalinismus und Erstarrung sowie der Unzufriedenheit damit nie aus der Kommunistischen Partei austrat, obwohl er auch nie zu den einfachen unkritischen Parteisoldaten gehörte. So wirkt das Buch letztlich ein wenig wie die Flucht eines netten alten Herrn vor den wichtigen Fragen an sein Leben, und es ist somit auch wieder aussagekräftig für viele seiner Generation, die

in die »neue Kirche« und ihre Widersprüche geraten waren.

Trotzdem, und sogar trotz der oft unglaublich langen Sätze mit vielen unbekannt Namen und Orten, in denen der Leser sich so leicht verfängt, ist es beileibe kein leSENSunwertes Buch, aber nur eines für Mußestunden.

PETER ULLRICH

**Renate Reschke (Hrsg.):  
Nietzsche. Radikalaufklärer  
oder radikaler Gegenaufklärer?  
Nietzscheforschung, Sonderband  
370 S. (74,80 €)**

War Nietzsche ein radikaler Aufklärer oder ein nicht weniger radikaler Aufklärungsgegner, ein Kritiker des Jahrhundertprojekts »Aufklärung« oder ein Erneuerer desselben? Um diese Fragen drehte sich eine internationale Tagung der Nietzsche-Gesellschaft im Mai 2003 in Weimar. Die Hauptbeiträge dieser Tagung sind in vorliegendem Band abgedruckt. Anlass für die Beschäftigung mit diesem Thema war der 125. Jahrestag des Erscheinens der Aphorismen-Sammlung *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister* (Teil 1), eine Schrift, worin Nietzsche sich als Fortführer und Erneuerer der Aufklärung präsentiert. Aus dem Kontrast dieser Selbstverortung gegenüber späteren Äußerungen des Philosophen und Einschätzungen durch andere ergibt sich die Spannung, welche den Reiz des Themas ausmacht.

»Wie hältst Du's mit der Aufklärung?«, fragt Hans-Martin Gerlach im einleitenden Aufsatz. Die Antwort auf diese »Gretchenfrage« fällt, wie nicht anders zu erwarten bei Nietzsche, vielschichtig und widersprüchlich aus. Zugleich wird aber auch deutlich, dass Nietzsches Aufklärungsbegriff weit über das 18. Jahrhundert hinausgreift und neben der Kritik an der bestehenden Ordnung auch die Befreiung des Menschen von allen Verhältnissen, welche ihn in seiner Entwicklung behindern und einengen, zum Gegenstand hat. In seinem »epocheübergreifenden Verständnis« der Aufklärung geht es ihm um »ein allgemeines Menschenproblem« (S. 27). Wir würden

dazu heute »Emanzipation« sagen. Seine *neue* Aufklärung manifestiert sich in einem »*dionysischen Jasagen* zur Welt, wie sie ist, ohne Abzug, Ausnahme und Auswahl ...«. »Ich beschwöre euch, meine Brüder«, so Nietzsche im *Zarathustra*, »*bleibt der Erde treu*, und glaubt Denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden« (S. 32).

Das Thema besitzt durchaus Aktualität. Angesichts des sich im Kontext allgemeiner Globalisierung vollziehenden grundlegenden *Wertewandels* ist die Frage nach der »Zukunft des Humanen« zur zentralen Frage zeitgenössischen Philosophierens geworden. Nietzsches generelle Problematisierung des Projekts »Aufklärung« nach Revolution und Reaktion im 19. Jahrhundert scheint durch die nachfolgende historische Entwicklung nur allzu gerechtfertigt. Insofern ist die Verortung des Philosophen im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenaufklärung, Geschichtlichkeit und Aktualität naheliegend. Dabei sind seine Fragen und »Wahrheiten« für die heutigen Leser Denkanstöße, um die Zukunft im Sinne der Aufklärung zu gestalten, ohne jedoch deren naive Positionen zu teilen.

Sehr instruktiv geht der Berliner Philosoph Herbert Schnädelbach mit der hier erörterten Fragestellung um, indem er zunächst herausarbeitet, was in den einzelnen geschichtlichen Epochen unter Aufklärung verstanden wurde und wie Nietzsche vor dem wechselnden geistesgeschichtlichen Hintergrund jeweils einzuordnen ist. Dabei wird ein Unterschied, ja Gegensatz, zwischen der momentanen Situation und der des 18. Jahrhunderts im Hinblick auf das Informationsproblem deutlich: »Das Problem der Aufklärung heute ist nicht Informationsmangel wie im 18. Jahrhundert, sondern das der Desinformation im Informationsüberfluss, der durchaus geeignet ist, Informationsunterdrückung zu cachieren« (S. 52). Insofern bleibt Aufklärung »als *praktisches* Prinzip« aktuell – aber auch Nietzsches Skepsis gegenüber einem *Zuviel* an Information, weil diese »ein unfehlbares Mittel (ist), um die Menschen unsicher, willensschwächer, Anschluß- und stützebedürftiger zu machen, kurz das Herdentier im Menschen zu entwickeln ...« (S. 19).

Bewundernswert an Nietzsche ist auch immer wieder seine dialektische Gabe, im eben Erreichten bereits den Keim seiner Zerstörung

zu erblicken, im Positiven das Negative und im Negativen das Positive, im Fortschrittlichen das Reaktionäre usw. Vivetta Vivarellis Beitrag zeigt, dass er sich hierfür auch immer die richtigen Vorbilder wählte, zum Beispiel den von ihm hochgeschätzten Abbé Galiani, aber auch Lessing, Goethe und Heine. Von Galiani hat er u. a. folgende Beobachtung übernommen: »Die Freiheit der Presse richtet den Stil zu Grunde und schließlich den Geist« – »Die ›Freiheit des Gedankens‹ richtet die Denker zu Grunde« (S. 61). – Ein Paradoxon, das auch heute seine Bestätigung findet.

Textlich gut untermauert sind die Ausführungen von Steffen Dietzsch: »Wandern als Aufklärung?« Das Wandern gehört zu den wichtigsten Metaphern in Nietzsches Wortschatz: »Wer nur einigermaßen zur Freiheit der Vernunft gekommen ist, kann sich auf Erden nicht anders fühlen, denn als Wanderer« (S. 67). Ähnliches gilt für das Lachen: »Der wahre Denker«, so Nietzsche, »erheitert ... immer, ob er nun seinen Ernst oder seinen Scherz, seine menschliche Einsicht oder seine göttliche Nachsicht ausdrückt.« Für beide Termini, für das Wandern wie für das Lachen, zeigt Dietzsch »ein mentales Kontinuum zwischen den besten Geistern der Aufklärung und Nietzsche« (S. 78) auf. – Nietzsche aber lässt, so der Autor, dabei »die Bewegung der Aufklärung« hinter sich. Sollten wir es ihm darin gleich tun?

Mit Nietzsches Konzept als einer »anderen« Aufklärung beschäftigen sich u. a. Renate Reschke und Karen Joisten. Deutlich hervor tritt diese Andersartigkeit insbesondere im Begriff und in der Gestalt des *Dionysos*: »Zarathustras Ja-Sagen zum Leben im Bewusstsein seiner tragischen Momente, die Leichtigkeit seines Geistes, das Denken-Können des abgründigsten Gedankens der ewigen Wiederkehr: ›das ist der Begriff des Dionysos ...‹« (S. 152 f.). Dieser andere Ansatz zeigt sich auch in der Auffassung Nietzsches von der Antike, welche der klassischen Sicht (Winckelmann, Goethe) in Vielem entgegengesetzt war. Er glaubte fest daran, dass die »ganze Komödie« des klassischen Griechenbildes irgendwann einmal auffliegen werde, und man dann feststellen wird: »es war Alles über alle Maaßen historisch falsch, aber – modern, wahr!« (S. 147).

Ob Nietzsche noch als Aufklärer gelten kann oder eher als Vertreter der Gegenrichtung, bleibt nach der Lektüre des Bandes erwartungsgemäß offen. Klarer geworden ist dadurch aber, in welchem Maße Nietzsches Denken in die geistesgeschichtlichen Bewegungen von Aufklärung und Gegenaufklärung eingebunden war. Indem sich die Aufklärung Nietzsches letztlich als »eine Aufklärung für den Menschen, der sich auf den Weg hin zum Übermensch als dem Weg über den Menschen hinaus begibt« (S. 164), erweist, fügt sich ihr Konzept ein in das Gesamtkonzept seiner Philosophie. Als Teil des Gesamtwerkes weist es folglich auch dieselben Widersprüche, Brüche und Paradoxien auf wie dieses. Die 36 Beiträge des vorliegenden Bandes lassen dies sinnfällig werden.

ULRICH BUSCH

### Rainer Funk:

Ich und Wir – Psychoanalyse  
des postmodernen Menschen,  
Deutscher Taschenbuch Verlag  
München 2005, 260 S. (15 €).

Ganz in der Art seines psychoanalytischen Lehrers Erich Fromm, dessen Assistent er war, gelingt dem Autor mit diesem Buch ein präziser Einblick in die hintergründigen Entfremdungen des postmodernen Menschen, der sich in seiner Charakterstruktur deutlich von dem autoritär orientierten Menschen unterscheidet, durch den die Nachkriegsgeneration im Elternhaus und in der Schule erzogen worden ist. Die Kritik der westeuropäischen 68er an den autoritären Charakteren der Elterngeneration hat offensichtlich den postmodernen ichorientierten Charaktertypus erst möglich gemacht. Die heutigen postmodernen Ich-Orientierten, die Rainer Funk in die aktiven und passiven differenziert, sind Macher (aktiv) oder Nutzer (passiv) eines »gemachten« Vermögens, das sie entweder ganz aktiv mitentwickeln und betreiben oder passiv nutzen. Das »gemachte« Vermögen kann das Handy, das Internet, der Kommunikationskurs, der Kunde, die Rhetorikschulung, der Platz in der Firmenhierarchie sein, also alles das, was von ande-

ren gemacht und zelebriert wurde. Es ist, anders als das »menschliche« Vermögen, dem Menschen immer äußerlich. »Statt vom Gebrauch der eigenen Fertigkeiten wird das Ich-Erleben vom Gebrauch der Fertigkeiten seiner Produkte her definiert« (S. 111). »Das Vermögen der vom Menschen erfundenen und hergestellten Maschinen und Techniken – das technische Vermögen – hat das menschliche Vermögen auf so gut wie allen Ebenen überholt.«

Dabei konstruiert der Autor keine Feindschaft des Menschen zum Mysterium Technik, sondern er entwickelt mit sehr einleuchtenden Beispielen, wie die Entfremdung des postmodernen Ich-Orientierten uns im Alltag im anderen Menschen, aber auch in uns selbst begegnet. Der aktive postmoderne Mensch inszeniert seine eigene Welt. Eine objektive Wirklichkeit, mit stets inneren Widersprüchen, existiert für ihn nicht. Er ist immer »gut drauf«, denkt stets positiv, ist überaus tolerant, erträgt Kritik allerdings nicht gut, sondern fährt lieber mit Kritik und Zynismus anderen in die Parade. Durch sein Lebensmotto: »Ich orientiere mich nur an mir, und keiner hat mir zu sagen, wer ich bin. Ich bin, der ich bin. Ich selbst kann und will auch nicht definieren, wer ich bin«, entfremdet sich der Ich-Orientierte von echter Bezogenheit zum anderen Menschen. Ein Wir ist für ihn nicht das Ergebnis von Beziehungen, sondern von »Kontaktpflege«. Er reagiert allerdings – und das ist für den Autor das Zeichen unbewussten Leidens –, indem er »gemachtes« Vermögen nutzt, auf die eigenen Ängste, die ihm die Wirklichkeit verursacht, vor sich selbst zu verstecken. Mit seinem lässigen Hinweis, alles »im Griff zu haben«, will er seine Ängstlichkeit verstecken. Er mimt den Souveränen. »Jeder habe das Recht, seine Art zu leben frei und selbstbestimmt zu wählen. Begründet wird dieses Recht damit, dass Wirklichkeit immer Konstruktion sei. Der postmoderne Ich-Orientierte ist jener Charakter, der definitiv keinen klar konturierten Charakter hat«. Dieser Typus lebt scheinbar locker und frei. Anders als der autoritäre Charaktertyp der Kriegsgeneration, braucht der postmoderne Ich-Orientierte keine Autorität, an die er sich hängt, er hat schließlich sich und seine selbstinszenierte Wirklichkeit, die allerdings in dem

Moment in Scherben fällt, wo das »gemachte« Vermögen sich seinem Zugriff entzieht.

Der passiv Ich-Orientierte nutzt die Dinge, Schulungen, Bildungsprogramme, die der aktive ihm auf dem Markt anbietet. Entfremdet, so der Autor, sind sie gleichermaßen von ihrem »menschlichen Vermögen«. Wer nur durch Handy, Internet, Auto, Fernreisen, Kontaktpflege, Rhetorik, Events oder durch seine Position im Arbeitsleben sein Ich zu inszenieren wusste, fällt in tiefe Depression, wenn diese Objekte durch Stromausfall, Krankheit, Geldmangel oder Insolvenz sich von ihm entfernen. Sowohl der aktive wie auch der passive ich-orientierte Postmoderne sind deshalb »unproduktive« Menschen. Nur wer aus seinem »menschlichen« Vermögen schöpft, kann seine körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte zur vollen Entwicklung führen. Der Autor nennt diesen Menschentyp einen »produktiv Postmodernen«. Nur der produktive Mensch gelangt zu »produktiver Vernunft (womit er die Fähigkeit zu einer realitätsgerechten Wirklichkeitswahrnehmung meint), produktiver Liebe (die Fähigkeit zu liebender Bezogenheit bei Wahrung der Unabhängigkeit) und zu produktiver Arbeit (die Fähigkeit zu schöpferischem Handeln)«. Vernunft und Liebe sind für den ich-orientierten Menschen allerdings antiquierte Begriffe. Er mag nicht die schwachen und ängstlichen Menschen. Mitleid und Fürsorge sind im fremd. Schließlich will der Ich-Orientierte der Macher sein.

Dieser Typus Mensch begegnet uns in den Chefetagen, den Sendeanstalten von SAT oder RTL, wo er sich mit seinen – natürlich im Team entwickelten – smart formulierten Entscheidungen scheinbar nicht an den Sachzwängen der kapitalistischen Produktion orientiert, sondern an seinen eigenen Inszenierungen von Wirklichkeit, an deren Scheitern in der tatsächlichen Wirklichkeit selbstverständlich aber stets andere – die Mitarbeiter, der Markt, die Konkurrenz oder die Zulieferer – die Schuld von ihm zugeschoben bekommen.

Mit diesem Buch ist ein vorzüglicher Einstieg gelungen, die Veränderung des Charakters, die wir ja in jedem Büro, aber auch auf jedem Schulhof beobachten können, im Zeitalter einer kapitalistischen Entwicklung zu studieren, in der es kein Eigentum, sondern nur noch lockere und von Innovationseifer er-

füllte Macher zu geben scheint. Der Autor betont seinen psychoanalytischen Blick auf die gesellschaftliche Entwicklung. Aber er wäre kein Schüler von Erich Fromm, wenn er nicht die kapitalistische Ökonomie und das damit verbundene »gesellschaftlich Unbewusste«, das jeden Einzelnen von uns zu prägen sich bemüht, als Basis der persönlichen Entfremdungen des postmodernen Menschen erkennen würde. Dennoch schließt sein Buch mit trefflichen Hinweisen, wie sich der einzelne Mensch trotz aller gegenteiliger Forderungen der kapitalistischen Ökonomie als »produktiver« Mensch entwickeln kann. »Wer in produktiver Weise auf sich und die Wirklichkeit bezogen ist, der nimmt wahr, dass ihm aus dieser Art, bezogen zu sein, Energie zufließt; er spürt eine Fülle des Lebens, möchte »überfließen« und entwickelt ein Bedürfnis, zu geben, zu teilen und mitzuteilen. Eine produktive Charakterorientierung fördert die Sozialität des Menschen.« Das würde der Geheimrat Goethe sofort mit dem Satz bestätigen: »Nichts ist drinnen, nichts ist draußen. Denn was Innen, das ist außen.«

Bleibt zu hoffen, dass dieses Buch nicht nur in jedem psychologischen Institut, sondern auch in jedem Lehrerzimmer zu einem Standardwerk wird, damit man sich nicht nur am schiefen Bildungsturm PISA, sondern am wirklichen Leben menschlich orientieren kann.

JÜRGEN MEIER

**William Taubman:**  
**Khrushchev. The Man and His Era**  
 (Chruschtschow. Der Mann und seine Ära ), W. W. Norton & Company, New York, London  
 2003, 876 S.

Auf eine in den USA mit großem Lob und hoher Anerkennung gewürdigte »außerordentliche Biographie« eines »außergewöhnlichen Mannes« ist hier aufmerksam zu machen. Ihr Autor ist Professor für Politische Wissenschaften am Amherst College in Massachusetts. Er hat sich langjährig mit »Chruschtschow und seine Ära« beschäftigt, weilte im Lande, wo dieser lebte und wirkte, ging in die Archive, interviewte

gründlich die Mitglieder der Familie, Freunde, Kollegen und Untergebene, beriet sich mit Psychologen zum schwierigen Charakter dieses Gefolgsmanes und Nachfolger Stalins und beherrscht souverän die entsprechende Literatur. Ausgehend vom Sturz durch die Politbüromitglieder Mitte Oktober 1964 verfolgt Taubman in einer umfassenden Rückblende den Lebensweg Nikita Sergejewitsch Chruschtschows: die Kindheit in Kalinowka 1894-1908; Metallarbeiter bis 1917; werdender »Apparatschik« 1918-1929; Stalins Schoßkind und Statthalter in der Ukraine 1929-1941; die Kriegsjahre 1941-1944; wieder als Statthalter in der Ukraine 1944-1949 und wieder in Moskau als Stadtparteichef 1949-1953; die Durchsetzung als Parteiführer 1953-1957 mit dem Höhepunkt des XX. Parteitages und dem Juni-Plenum des ZK 1957; die Zeit allein an der Spitze von Partei und Staat 1958-1964 mit der Berlinkrise, der Amerikareise, der Kubakrise und den Kommunismusvorstellungen; den Lebensabend nach seiner Entmachtung 1964-1971. Die Darstellung beeindruckt durch die gelungene Verbindung der Lebensgeschichte dieses Mannes mit der Geschichte eines Gesellschaftssystems und seiner Auseinandersetzung mit dem anderen sowie durch die Fülle des narrativen Materials, das auch Menschliches im Leben dieses eigenwilligen Staatsmannes hervortreten lässt.

Taubman ist dem Zeugnis des US-Historikers John Lewis Gaddis zufolge eine »superbe Porträtierung eines der attraktivsten – aber auch gefährlichsten – Führers des 20. Jahrhunderts« gelungen. Eine Übersetzung ins Deutsche wäre für das hiesige Verständnis Russlands und seiner Geschichte sehr angebracht.

HORST SCHÜTZLER

## Entschuldigung

In Heft 1973 sind uns im Beitrag von Mario Keßler peinliche Fehler in der Absatzfolge unterlaufen, für die sich die Redaktion hiermit in aller Form entschuldigt. Das Summary referierte zudem einen Beitrag des Autors, der erst im Heft 175 erscheinen wird. Von der nachträglichen Veröffentlichung des richtigen Summary sehen wir ab.

DIE REDAKTION